

Nekr

Sch

125

Heinrich Schnyder

1897—1974

Abteilung für
Forschung Schindler

1. Dezember 1974, 10:00 Uhr, Kitzbühler
Neue Straße 100



Das ist ein Foto von Herrn Schindler, das er mir
für die Dokumentation seiner Arbeit
zur Verfügung gestellt hat. Es zeigt ihn
in der Kitzbühler Neuen Straße 100
am 1. Dezember 1974 um 10:00 Uhr.
Das Foto ist ein Schwarz-Weiß-Foto
mit einer Größe von ca. 10 cm x 15 cm.
Es zeigt Herrn Schindler in der
Kitsbühler Neuen Straße 100.
Das Foto ist ein Schwarz-Weiß-Foto
mit einer Größe von ca. 10 cm x 15 cm.
Es zeigt Herrn Schindler in der
Kitsbühler Neuen Straße 100.

Foto Dr. Christian Gasser – Pfingstsamstag 1973 – anlässlich des Besuches der Gründer und der einstigen Bundesleitung vom Gotthard-Bund im Spycher in Uttewil (im Hintergrund das Schulhaus und der Friedhof von Fendingen)

Abdankung für Heinrich Schnyder

18. Oktober 1974 in der Kirche Zollikon
Pfarrer Erich Brenk

*Wir heben unsere Augen auf zu den Bergen:
woher wird unsere Hilfe kommen?
Unsere Hilfe kommt von dem Herrn,
der Himmel und Erde gemacht hat.*

Psalm 121, 1-2

Von einem Weisen des Alten Testaments wird uns das Wort überliefert: *Sei nicht bange vor dem Tod, er ist deine Bestimmung. Denke daran, dass die Ersten und Letzten sie mit dir teilen.* Dieses Wort ist mir in den Sinn gekommen, als ich die Kunde vernahm, dass Heinrich Schnyder gestorben sei. So sah ich sein Leben sich vollenden, und ich fand es dann eigentlich in der Anzeige der Trauerfamilie zum Ausdruck gebracht, dass ein tätiges, reicherfülltes Leben zu Ende gegangen sei. Und ich meine zu wissen, dass es der liebe Verstorbene selbst so gesehen hat. Noch bis zuletzt wollte er eigentlich tätig sein, und es erfüllte ihn mit Unruhe, wenn er es nicht sein konnte. Aber dieses Tätigsein war nur die Vollendung seines Lebens; denn es war keine Flucht vor dieser letzten Bestimmung, deren er sich bewusst war. Nur dass er treu erfunden werden sollte wie jener Knecht im Gleichnis von den anvertrauten Talenten. Von der letzten Bestimmung hat auch Heinrich Schnyder etwas gehaut, vielleicht eher als von etwas Umgreifendem, das nicht nur dieses Letzte ausmacht, sondern doch das ganze Leben; dieses Umgreifende, das Leben und Tod umfasst. Mir will scheinen, dass der in letzter Zeit immer

noch stärker werdende Zug nach der Stätte seiner Kindheit und Jugend – eben nach Uttewil zu gehen – in einem weiteren Sinne ein Heimwärts-sehnen gewesen sei. Vor dem braucht einem nicht bange zu sein, so heisst es in diesem Wort aus dem Alten Testament. Das hatte auch bei Heinrich Schnyder nichts damit zu tun, dass er der Auffassung war, alles sei in bester Ordnung. Wir wissen, dass er nicht so dachte und nicht so empfand, weder im Blick auf die Welt noch im Blick auf sich selbst, sonst hätte er wohl nicht in seinen letzten Worten seine Lieben darum gebeten, ihm zu vergeben. Er wusste etwas von der Unvollkommenheit alles Irdischen und alles Menschlichen, aber eben auch von dem Umgreifenden. Er wusste von dem, dass einem da nicht bange sein muss, dass das letzte Wort nicht der Tod, sondern – anders können wir es kaum nennen – jene Liebe hat, die uns auch im Sterben noch umfasst. Und darum muss es auch uns nicht bange sein. Dies um so weniger, als wir doch bei allem Schmerz und bei allem Trauern, das das Erlöschen eines Lebens auslöst, unter dem Eindruck stehen, das Leben des lieben Verstorbenen habe sich zu einem Ganzen geformt. In seinem Da-Sein, so sehr es auch ein Da-Sein im Denken an seine Lieben, an alle die, denen er helfen wollte und konnte, ein Dasein im Denken an seine Freunde war, hat sich dieses Leben zu einem Ganzen geformt, aber nicht zu einem Vollendeten. Es hat Gestalt angenommen, und wir dürfen von Erfüllung reden. Aber wie er selbst wissen wir: Die letzte Erfüllung ist nicht irdisch.

Das ist es doch, was uns mit dieser unumstösslichen Bestimmung, die uns allen zuteil wird, versöhnt. Und so vermischt sich mit der Trauer um den Heimgang, mit dem Schmerz um den Verlust, jene Dankbarkeit, in der wir allein dem Leben gerecht werden. Wenn wir in seinem Sinne Abschied nehmen wollen jetzt, dann dürfen wir es nur unter dem Zeichen der Dankbarkeit tun. Und wir denken hierbei keineswegs nur an das Messbare, das wir gemeinhin «Leistung» nennen. Es gäbe da vieles aufzuzählen. Aber gerade auch der liebe Verstorbene wusste, wie Erfüllung nie bloss im Messbaren liegt, sondern darin, was im Dasein durch Kopf und Herz Gestalt annimmt. Auch hier gilt es wiederum: Was vom Umgreifenden her, von dem, was der Entschlafene selbst etwa «das Gesetzmässige in allem» nannte, Gestalt annehmen

kann, dafür möchten wir dankbar sein. Und aus solcher Dankbarkeit heraus lesen wir den von seiner Frau aufgesetzten Lebenslauf:

Heinrich Schnyder
*8. August 1897 – 14. Oktober 1974**)

In Uttewil kam er zur Welt, in der Landschaft mit dem weiten Horizont, dem grossen Himmel, in dem Elternhaus, das sich mit einigen anderen Gehöften einbettet in die Landwelle. Der Weiler gehört zum Kanton Freiburg, nahe der Grenze zum Kanton Bern, und er ist mit Land und Wald ringsum fast durchwegs im Besitz der Schnyder-Familie.

Geboren wurde er am 8. August, an einem Sonntag – dem Sichlete-Sonntag, damals das Freudenfest nach den Mühen der Ernte – im Jahr 1897, das, er betonte es später oft und gern, ein gutes Weinjahr gewesen sei.

Von seinen Eltern muss gesprochen werden. Sie leben in der Erinnerung der Nachkommen fort als Achtung gebietende, verehrte und zugleich herzlich geliebte Vorbilder; Eltern, die nicht geduzt wurden.

Seine Mutter Anna Herren (1854–1923) war die zweite Frau von Vater Jakob Schnyder (1840–1924), zugleich die Schwester seiner ersten Frau, die nach der Geburt ihres zehnten Kindes gestorben war; zwei davon hatten allerdings nur kurz gelebt. Den acht Kindern aus erster Ehe folgten noch ihrer zwölf, Vater Schnyder wurden demnach insgesamt zweiundzwanzig Kinder geboren, um die zweihundertfünfzig Nachkommen versammeln sich nun an Familientagen auf dem väterlichen Hof.

Von Mutter Schnyder, den Bildern nach in ihrer Jugend eine schöne Frau, wird bewundernd gesprochen, wie sie streng, aber weise, mütterlich milde zumal, dem grossen Hauswesen vorstand; wie sie neben ihrer Kinderschar noch fünf Waisen aufzog und bedeutende Männer von Stadt und Land auf ihre Ansicht über Politik und ihren Rat in Lebensfragen hörten.

*) Der in der Kirche gelesene Text wurde nachträglich ergänzt.

Heinrich war der Jüngste von der Kinderschar, er sei Mutters Liebling gewesen, mithin der Verwöhnteste von allen; als er geboren wurde, war seine älteste Schwester dreissig, und es ergaben sich eigenartige Verwandtschaftsverhältnisse: Die zehnjährigen Nichten nahmen den sechsjährigen Onkel an dessen erstem Schultag am Händchen und trabten mit ihm ins Schulhaus Fendringen.

Dieses Schulhaus und der gegenüberliegende Friedhof – in dem unser lieber Verstorbener ruhen wird – wurden auf Initiative von Vater Schnyder angelegt und auf seinem Land, um den Protestanten in den Zeiten des längst vergessenen Kulturkampfes eine Bildungs- und Ruhestätte zu schaffen.

Vater Schnyder muss, nach dem, was von ihm erzählt wird, ein Landwirt von grossem Zuschnitt gewesen sein, ein Pioniergeist, mit knapp zweiundzwanzig Jahren das verwaiste väterliche Gut bewirtschaftend, ausbauend, erweiternd, später Gutsbetriebe für seine Söhne hinzukaufend, Neuerungen einführend. Zum eigenen Hof gehörten die Käserei, die Brennerei, Schmitte, Mühle und eine grosse Backstube. Die Nachkommen haben nicht aufgehört, im Geist dieses Vaters und Grossvaters auszubauen, das Gut gehört heute zu den Musterbetrieben unseres Landes. Heinrich, zwar in der Stadt wohnend, hat teilgenommen an der Entwicklung, beratend, helfend, und zu gern hat er Freunden und Bekannten aus dem In- und Ausland von seinem Uttewil erzählt, sie über das Land geführt, durch Häuser und Ställe, sich an ihrem Staunen freuend und an ihrer Bewunderung.

*

In dem Elternhaus, in dem nun die Enkel und Urenkel wohnen, wurde patriarchalisch gelebt. In der grossen Essstube sassen am langen Tisch die älteren Söhne und Töchter, der Käser, die Melker, Pferde- und Erdknechte, die Mägde, zuzeiten die Näherin, die Spinnerin, die Schnitte-rinnen, Handwerker, Wanderburschen. Vater und Mutter assen mit den kleineren Kindern daneben am Nussbaumtisch. Hoher Besuch wurde in der guten Stube bewirtet.

Vielleicht ist es die Erinnerung an die grosse Essstube, das gastliche Haus, die den erwachsenen Heinrich gern Familie und Freunde um sei-

nen Tisch sehen liess, je grösser die Zahl, desto glücklicher war er; erst in seiner letzten Zeit hat er sich behaglicher gefühlt im kleineren Kreis.

Zur Arbeit wurden die Kinder angehalten auf dem grossen Hof, es gab nach der Schule viele Petrollampen zu putzen, Holz in die Küche zu tragen, im Stall, auf den Feldern zu helfen, wovon sie später stolz und mit Seitenblick auf die heutige Jugend erzählten. Man musste auch noch mit der Sense mähen, schöcheln, von Hand die Kartoffeln ausgraben, daran erinnern sie, wenn die Erntemaschinen, Sauriern gleich, über die Äcker rattern.

Immerhin, sie hatten auch ihre Freuden, und davon war wieder zu hören im letzten Sommer am 85. Geburtstag des geliebten Bruders Werner, als die drei noch lebenden Brüder nicht müde wurden, von ihren einstigen Streichen und Erlebnissen zu erzählen. Sie, die Brüder und Schwestern, hielten zusammen, als Kinder und einzige Gespielen auf dem abgelegenen Gut, auch später noch, und *wie* sie zusammenhielten, einander beistanden, halfen. Von Heinrich insbesondere schreibt Emil Balmer im Familienbuch, dass er in der Familie der Bruder und Onkel Komm-mir-zu-Hilfe war, ob es ihm selbst gut oder schlecht ging.

*

Vorerst aber besuchte er nach der Primar- die Sekundarschule in Laupen, vierzig Minuten Schulweg durch Feld und Wald hinunter ins mittelalterliche Städtchen und eine gute Stunde hügelan zurück. Die Schnyder-Buben haben sich gar sehr ein Fahrrad gewünscht, doch die Mutter war besorgt, ihr würdet bergan fahren, das ist nicht gut für euer junges Herz.

Der Sekundarschule folgte ein Jahr im Welschen, in der Pension Gauthier in Colombier, und dann die Landwirtschaftliche Schule Rütli. Dort beschlossen seine Klassenkameraden, er sei kein Heinrich, er sei ein Ueli. Der Name ist dann nicht nur als Zerevis während der Studienjahre an der ETH geblieben, er hat ihn mitgenommen in seine späteren Freundeskreise, in seine Ehe, seine neuen Verwandtschaften. Der Ueli.

Er muss hart gearbeitet haben, der junge Heinrich-Ueli, in jenen Jahren der Rütli. Der Krieg 1914-18 brach aus, die älteren Brüder standen an der Grenze, der Jüngste musste zu Hause auch noch seinen Mann

stellen, anpflanzen, ernten und aushelfen auf den männerlosen Höfen der Geschwister, und dann die Artillerie-Rekrutenschule.

Dennoch ist es ihm gelungen, die Aufnahmeprüfung an die ETH zu bestehen und 1920, unterbrochen von Aktivdienst, als diplomierter Ingenieur-Agronom abzuschliessen. Dieses Arbeiten auf ein Ziel hin, die Fähigkeit, sich zu identifizieren mit einer Aufgabe war es, was ihn nie verkrampft, gar als Muss-Arbeiter erscheinen liess, und da nun dieser Lebenslauf geschrieben werden will, in seinen Akten und Notizen, Grundlagen für seine ungezählten Vorträge, Fachartikel und anderes mehr gelesen wird, scheint es fast nicht einzureihen, was er alles mit- und nebeneinander geleistet hat. Überall war er ganz dabei, sei es im Militärdienst – wo er kurz vor Kriegsende fast wider Willen noch Major wurde, am glücklichsten war er als Hauptmann mit und bei seinen Mannen –, in der Politik – die eines seiner stärksten, wenn nicht das stärkste Lebenselement war –, im Sozialen, in der engeren und weiteren Familie.

Sicher aber ist, er hat bei allem Einsatz seine Studien- und Militärzeit genossen, er muss ein lustiger Student und Militärkamerad gewesen sein, seine Schlagfertigkeit und sein trockener Witz sind ihm bis zuletzt geblieben, sein Sinn für Situationskomik; später haben sie sich mit stiller Heiterkeit gepaart.

*

Nach der ETH ist er ausgezogen in die weite Welt, nach Kanada vorerst, kreuz und quer und dann auch durch die USA, ohne viel Geld in der Tasche sich durchschlagend als Melker, Mechaniker, Obstpflücker und Cowboy, auch als Gast auf Farmen von Auslandschweizern, da und dort Vorträge über die Schweiz haltend. Er hat diesen grossen Kontinent und seine Menschen geliebt, zeitlebens. Ich war auch in Amerika, sagte er und musste beifügen, das war vor fünfzig Jahren. Man konnte den leisen Schauer über die lange Zeit seither verspüren, weil ihm selbst doch alles so gegenwärtig war, und spüren konnte man seine Wehmut, dass *sein* Amerika nicht mehr jenes von heute ist. Alle die politischen Geschehen der letzten Jahre schmerzten ihn, aber das Volk, sagte er, das Volk ist anders.

Heimgekehrt, sechsundzwanzigjährig, übernahm er 1923 die Einrichtung eines grossen Mustergutes in Angers. Es war ein glückliches Jahr, er hat aus jener Zeit auch die Liebe zu Frankreich behalten, zu den Menschen und zur Schönheit der Maine-et-Loire und ein stetes Heimweh. An seinem siebzigsten Geburtstag ist er dahin zurückgekehrt mit Frau und Kindern, in diese Gott-in-Frankreich Gegend, den Seinen jeden Winkel zeigend, den Trakt, den er in dem Schösschen La Motte Grollier bewohnt, was er eingeführt und gebaut hatte. Die Leute, die ihn von damals noch kannten, brachten eine Flasche vom besten Wein, ah, Monsieur Schnyder, vous êtes enfin retourné chez nous. Die Seinen standen dabei, fast ergriffen, und sein Sohn staunte, so jung hat Papa dieses grosse Gut bewirtschaftet.

Nach dort erfüllter Aufgabe wurde der ing. agr. für sechs Jahre Lehrer für Betriebslehre an der Landwirtschaftlichen Schule in Brugg, zugleich Leiter des Gutsbetriebes von Schloss Wildegg, auch Experte für Güterzusammenlegungen, und er arbeitete mit an einem landwirtschaftlichen Baukundebuch. Man sah in ihm den kommenden Mann in der schweizerischen Bauernbewegung, aber dann berief ihn 1932 Gottlieb Duttweiler als Leiter der landwirtschaftlichen Aktionen in die Migros AG nach Zürich. Viele seiner Freunde haben seinen Entschluss nicht verstanden, aber ihn reizte die Möglichkeit der Förderung des Absatzes von landwirtschaftlichen Produkten in den Städten wie auch der preisgünstigen neuzeitlichen Ernährung, Joghurt, Beeren, Traubensaft und anderes mehr.

Er war bald der engste Mitarbeiter von Duttweiler, kein Tag, an dem sie nicht stundenlang im Büro und auch beim Mittagessen konferierten, um dann mit einigen Gesinnungsfreunden den *Landesring der Unabhängigen* zu gründen, der bei den Nationalratswahlen 1935 sieben Gewählte ins Parlament schicken konnte, unter ihnen Heinrich Schnyder. Acht Jahre blieb er dort als Mitglied der Landesring-Fraktion.

*

Im Jahr jener Nationalratswahlen heiratete er Gertrud Leemann, die Tochter eines Seidenfabrikanten in Brugg, eine liebevolle, sanfte Frau, die, kaum ein Jahr später, nach der Geburt des Söhnchens Ueli-Peter

gestorben ist. Es war ein jäher, harter Schlag für den jungen Vater, und, so schreibt Emil Balmer im Familienbuch «Uttewil – vom Hof u vo syne Lütt»: Am Totebett vom Trudi hett der Heiri sym Brueder Ruedi d'Hann gnoh und gfragt: Weit dihr der Ueli zu euch näh? – Ja, ja, mir nähme ne, seit der Ruedi.

Also wuchs der kleine Ueli in Uttewil auf, bei Bruder Rudolf und seiner Frau Aenni, die ihm Eltern, deren vier Kinder ihm Geschwister waren und noch sind. Der Vater aber, der über Wochenende und wann immer er konnte, mit dem Wagen heranzufuhr, war für den Kleinen der «Auto-Papa», und er, der Vater, hat nie aufgehört, Bruder und Schwägerin dankbar zu sein für diesen unschätzbaren Liebesdienst.

*

Inzwischen war er in der Migros zum Direktor aufgerückt und zum Präsidenten der Redaktionskommission der von Duttweiler gegründeten Zeitung *Die Tat*, und im Frühjahr 1942 wurde er in den Regierungsrat des Kantons Zürich gewählt.

Über diese Tätigkeit, in der Politik überhaupt, wird Professor Hans-Ulrich Walder sprechen, der als Sohn des Kampfgefährten und in den letzten Jahren vertrauten Freundes, Dr. Hermann Walder, die Geschehen zum Teil selbst verfolgen konnte und ihm insbesondere nach dem Tod seines Vaters in manchen Stunden den Freund ersetzte.

Nach seinem Ausscheiden aus der Regierung verzichtete er auf die angebotene Rückkehr in die Migros, mithin auf eine sichere Existenzgrundlage. Ein neues Ziel zeigte sich in jenen Kriegsjahren: die Äufnung eines Fonds für die Hans-Bernhard-Stiftung, deren Zweck, als Vorsorge für die Nachkriegszeit, die Unterstützung zeitgemässer landwirtschaftlicher Siedlungen war.

Enttäuschungen blieben ihm nicht erspart in jenen Jahren des Aufbaues einer neuen Existenz, schwere Enttäuschungen. Er, den Max Rychner einst «Der Turm in der Feldschlacht, der Fels in der Brandung genannt hat, er war doch verwundbar, er hat gelitten, sehr und lange, aber er vermochte zu überwinden, so zu überwinden, dass er dann mit und von seinen Widersachern gelassen, deren Qualitäten anerkennend, zu sprechen vermochte. Freilich nur soweit nicht Hinterlist oder Betrug

dabei gewesen waren; er konnte da, selbst ganz und gar auf Treu und Glauben setzend, unbeugsam, unversöhnlich sein.

*

Im Herbst nach seinem Ausscheiden aus dem Regierungsrat trennte er sich von Duttweiler und dem Landesring. Seine ebenfalls dissidenten Partei- und Fraktionsfreunde und er stellten für die Nationalratswahlen eine *Unabhängig-freie* Liste auf, und er wurde als einziger gewählt. Aus Fairness gegenüber seiner früheren Partei nahm er keines der Angebote an, sich einer Fraktion anzuschliessen, und nach vier Jahren als Einzelgänger im Parlament sah er ein, dass er ohne eben den Anschluss an eine Fraktion, überdies aus wirtschaftlichen Gründen sich einen neuen Wahlgang und die wegen der Sessionen langen Abwesenheiten in seiner neu geschaffenen Existenz nicht mehr leisten konnte.

Der Abschied von der aktiven Politik ist ihm schwer, sehr schwer gefallen, und er hat sich bis zum letzten Tag wo immer er konnte, tätig mit dem Geschehen in der Wohngemeinde, in Stadt, Kanton und Land auseinandergesetzt, mit der Weltpolitik beschäftigt und gelitten am Zusammenbruch der alten Ordnungen. Dabei hat er mehr und mehr gewusst, dass eben die Ordnungen unseres Westens und unseres Landes nicht die besten aller Ordnungen sind. Er hat auch, lange bevor die Einsicht aufdämmerte, gegen die Aufblähung der Wirtschaft gewettert und Konsolidierung gepredigt. Die meisten, auch seine Familie, haben über seinen Eifer gelächelt, was willst du, das lässt sich nicht aufhalten, und es ist nicht nur deshalb in dieser Familie zum geflügelten Wort geworden: Das Unangenehme an ihm ist, dass er recht hat auf lange Sicht, im Kleinen wie im Grossen.

*

Sein grosses Erlebnis war 1948, als er, einer der Delegierten der Schweizer Europa-Union, mit seinem früheren Fraktionsfreund Professor William Rappard am Kongress in Den Haag Winston Churchill begegnete. Im Oktober danach wurde er eingeladen, in der Tramhalle der zerbombten Stadt Freiburg i.Br. an einer ersten, von den französischen Besatzungsbehörden zugelassenen Europa-Kundgebung nach François-

Poncet, dem früheren französischen Botschafter in Berlin, das Schlussreferat zu halten; den Zeitungsberichten nach wurde die Rede des neutralen Schweizer mit viel Beifall aufgenommen. «Der Andrang zu dieser Pan-Europa-Versammlung, die ein in Frieden geeintes Europa zum Thema hatte, war symptomatisch. Die Menschen sind in Angst und deshalb endlich aufgeschlossen für politische Konzeptionen», schliesst – 1948 – ein Bericht.

Er, der Redner von damals, überzeugt vom Ideal eines geeinten Europas, war dann von der EG, wie sie sich in Brüssel entwickelte, bitter enttäuscht; er hatte sich eine EFTA vorgestellt, darin, aber nur darin mit General de Gaulle einig, ein Europa der Vaterländer.

Gross waren auch seine Erlebnisse, als 1951 sein Freund Prof. Dr. Fritz Wahlen, damals bei der FAO in Rom, ihn mit einem Expertenteam nach Pakistan entsandte, um bei der Ausarbeitung eines Wirtschaftsprogrammes mitzuarbeiten; er kehrte zurück, überwältigt von Asien, erschüttert vom Elend, insbesondere jenem in Ost-Pakistan, dem heutigen Bangladesch.

*

1954 gründete er mit Hans-Peter Koch, seinem Bekannten aus der Europa-Union, die schweizerische Generalvertretung der AEG-Haushaltapparate, die sie zu einem blühenden Unternehmen ausbauten. Wie überall sonst wurde von seinen Mitarbeitern vor allem seine Menschlichkeit geschätzt, sie sahen in ihm nicht nur den Vorgesetzten, auch die Vatergestalt, bei der sie Rat und Hilfe holen konnten.

Rat und Hilfe. Überall hat er sie gegeben, wann immer in ihrem Leben unsicher Stehende, Bedrängte sich an ihn gewandt haben; er hat sich eingesetzt für sie im Persönlichen, bei Behörden und Ämtern, zielbewusst, unbeirrbar, im Kleinen anstrebend, was für ihn grosse Politik gewesen war: Das Wohl des Einzelnen im Staat.

*

Während des Wahlkampfes für den Regierungsrat im Mai 1942 lernte er in einem zufällig sich zusammenfindenden Kreis die Journalistin

Barbara Seidel kennen, Tochter des Ingenieurs Kurt und der Hedwig Seidel, Enkelin des 1870 aus Deutschland emigrierten, später führenden, zwar evolutionären, aber hitzigen Sozialdemokraten, Pädagogen und Schriftstellers Professor Robert Seidel.

Am 3. Oktober 1942, dem Samstag nach der Herbstsession, heirateten sie in Bern, am Montag danach sass er im Kantonsrat im Zürcher Rathaus. Zu einer Hochzeitsreise blieb keine Zeit, auch nicht zu Reisen in den Jahren nach dem Krieg, den Jahren des politischen Einsatzes und wirtschaftlichen Aufbaus; später dann sind sie gereist, zu zweit oder mit den Kindern, zu Land und Wasser, durch Europas Norden und Süden und in den vorderen Orient, er mit wachem Sinn Wirtschaft und Leute beobachtend, intensiv die Landschaften erlebend.

Die Ehe zwischen den beiden in ihrem Wesen ausgeprägten und verschieden gearteten Temperamenten ergab zuzeiten Probleme, es sei nicht verschwiegen. Aber stets blieb die Achtung vor diesem klaren, unbestechlichen Mann richtunggebend, stets fanden sie sich wieder in gemeinsamen Sorgen und auch Freuden, bei gemeinsamer Arbeit, insbesondere auf caritativem Gebiet. Am meisten in jener Aktion 1960, die ins Leben gerufen wurde nach einer Pressefahrt durch Österreichs Flüchtlingslager und über ein Jahr dauerte, Geld sammelnd auf jedwede Weise zum Bau von Flüchtlingshäusern; danach blieb Heinrich Schnyder während vierzehn Jahren umsichtiger Präsident der Stiftung *Zürich baut für Vergessene*. Gross ist die Anhänglichkeit der Flüchtlinge, und ihr Seelsorger, Pfarrer Stefan Mácsady, ist zum Abschied von seinem Freund, als Freund der ganzen Familie von Wels hierher gereist.

Hinzu kam die Freude an der Familie. Nachdem das erstgeborene Kind nur kurz gelebt hatte, wurden Moia und Fränzi geboren. Er war ihnen ein überaus gütiger Vater, zwar autoritär, aber es war die in seinem Wesen verankerte Autorität, grosszügig, Freiheit lassend und eigene Entscheidung. Er hat seine Töchter geliebt und sie ihn. Stolz war er auf Ueli, seinen Sohn, der einen der Gutsbetriebe in Uttewil nach neuesten Methoden bewirtschaftete; jenes Gut, das er, der Vater, einst für den ihm freundschaftlich zugetanen Industriellen Hermann R. Stirling erworben und gepachtet hatte und nach dessen Tod für Ueli kaufen konnte. Dieser Kauf war wohl die grösste Genugtuung seiner späten

Jahre, nicht nur als Besitz seines Sohnes, auch als ansehnliche Vergrößerung des Familienbesitzes.

Verliebt war er in Uelis Kinder, seine beiden Enkelinnen, und glücklich sind wir heute: Er erlebte noch im vergangenen Januar die Geburt des Enkels, seines Stammhalters! Im März kam dann Fränzis Söhnchen hinzu. Stolz war er auch auf Moia, die ihn als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Dokumentationsdienst der Bundesversammlung wieder mit dem Parlament in Verbindung und die Grüsse der ehemaligen Ratskollegen, auch der Bundesweibel brachte.

*

Bei alledem ist er doch einsam geworden, viele seiner Freunde im nahen Umkreis waren gestorben. Er liess die Operation, die vor bald drei Wochen unvermeidlich wurde, über sich ergehen und erholte sich sachte, er war schon wieder zu Hause und zuversichtlich. Am Sonntag noch waren Familie und liebe Freunde aus Rom um ihn versammelt. Am Montag telefonierte er mit dem Gemeindeschreiber wegen der Feier für General Guisans 100. Geburtstag. Er wanderte mit seiner Frau durch den herbstlichen Garten, beschaute Pflanzen, hier und dort, schaute empor an seinem Haus. Dann kam der Anfall, der Kollaps, der zweite Herzinfarkt. Er wusste, das Ende nahte, er nahm Abschied, zwei Stunden vor seinem Tod, von seiner Frau, der Tochter, die zugegen war, tapfer und gütig wie er gelebt hatte; zugleich wie im grossen Einklang mit Leben und Tod.

Nun wird er zurückkehren in seine Heimat auf Erden, dorthin, wo er noch diesen Sommer über die Felder gewandert ist und von Haus zu Haus, durch die Ställe, auf die Anhöhe, zu den Bergen, über das, *sein* Land blickend. Im Nachhinein scheint es, als habe er noch nie so bewusst die Schönheit jenes Landstriches erlebt, als habe er gewusst, es ist zum letztenmal. Er hat Zollikon geliebt als Wohngemeinde, er fühlte sich zu Hause und aufgehoben im Dorf, in seinem Haus, dem Garten, aber zwischendurch, so alle vierzehn Tage, sagte er: Ich muss wieder einmal heim.

Heim, das war Uttewil.

Ansprache von Prof. H. U. Walder, Zollikon

Liebe Trauerfamilie,
verehrte Mittrauernde,

am Aussichtsweg über die Zolliker Allmend steht seit einigen Jahren ein Gedenkstein zu Ehren von General Henri Guisan. Das verdanken wir der Initiative und tatkräftigen Mithilfe des Freundes, von dem Abschied zu nehmen wir uns versammelt haben, der noch sich darauf gefreut hat, der Feier beizuwohnen, zu der auf kommenden Montag, den hundertsten Geburtstag des Generals, eingeladen wurde, auf die gleiche Zeit beinahe, zu der man Heinrich Schnyder in seiner heimatlichen Erde zur Ruhe betten wird. Dass der Oberbefehlshaber unserer Armee im Zweiten Weltkrieg unseren lieben Verstorbenen so sehr beeindruckte, kam nicht von ungefähr, war doch die Laufbahn Heinrich Schnyders gezeichnet von den Jahren ernster innerer und äusserer Gefahr für unser Vaterland. Ihr mannhaft ins Auge zu blicken und bei der wirtschaftlichen und militärischen Verteidigung der Heimat aktiv mitzuhelfen, das war für ihn, der als Politiker kaum in irgendeine herkömmliche Richtung einzuordnen war, selbstverständliches Gebot der Stunde.

1935, zur Zeit grösster wirtschaftlicher Schwierigkeiten, als Mitglied des emporstrebenden Landesrings der Unabhängigen in den Nationalrat gewählt, wurde der Entschlafene im Frühsommer 1942 für die Nachfolge des zum Zürcher Stadtpräsidenten berufenen Volkswirtschaftsdirektors Ernst Nobs als Regierungsrat vorgeschlagen. Es war nicht leicht, eine solche Kandidatur durchzufechten in einer Atmosphäre, in der trotz des andauernden Kriegsgeschehens der innenpolitische Kampf vor der Person der direkt Beteiligten nicht halt machte. Wenn in den

beiden Wahlgängen dem Berner Heinrich Schnyder von den Zürchern das Vertrauen ausgesprochen wurde, ohne dass er den sonst üblichen Weg über Gemeindepolitik und Kantonsratsmandat eingeschlagen hätte, dann wahrscheinlich deshalb, weil sie ihm ansprachen, dass er nicht eigentlich als Politiker, wie man so sagt, vor sie hintrat, sondern als einer, der – ohne nach links oder rechts zu schauen – das Amt so zu versehen gedachte, wie wenn es wieder um einen Gutshof ginge. Dass ihm dann nicht die Direktion der Volkswirtschaft, die ihm am nächsten gestanden hätte und deren Freiwerden wohl auch den Wahlvorschlag veranlasst hatte, sondern diejenige der Gesundheit und Fürsorge übertragen wurde, vermochte seinen Einsatzwillen nicht zu schmälern. In den Fragen der Betriebsführung, der Kranken- und Pflegeanstalten, in der Neuanlage des Kantonsspitals samt der Schaffung dringend notwendiger Provisorien sah er sofort ein willkommenes Arbeitsgebiet, und auch das Wort Gewässerschutz findet sich in den Akten seiner Amtszeit. Sein ruhiges, ausgleichendes und mit einer natürlichen Autorität ausgestattetes Wesen schien prädestiniert für die Leitung schwieriger Verhandlungen zwischen Ärzten und Krankenkassen, und seine landwirtschaftliche Ausbildung musste dem Gutsbetrieb etwa der Anstalt Rheinau zugutekommen. Der neue Regierungsrat war indessen nicht nur Direktionsvorsteher, sondern er setzte sich im Kollegium u. a. intensiv dafür ein, dass der Zürcher Zivilflughafen nicht, woran ursprünglich gedacht war, in Dübendorf, sondern in Kloten verwirklicht wurde.

Dass infolge unglücklicher Wahltaktik, wie sie ja hierzulande nie von den Magistraten selber bestimmt wird, die Gesamterneuerungswahl des Frühjahrs 1943 dem Wirken Heinrich Schnyders in der Zürcher Regierung ein Ende bereitere, war für ihn selber, für den Landesring, aber auch für viele Zürcher aller politischen Richtungen betrüblich.

Aber er klagte nicht und klagte nicht an. Wie ihm der Übergang zu neuen Aufgaben gerade unter dem Einfluss von Männern aus andern Parteien erleichtert wurde, hat er noch im fortgeschrittenen Alter dankbar anerkannt. Doch auch seine Stellung in Bern veränderte sich. Nach der Dissidenz im Landesring war Nationalrat Schnyder vier Jahre lang einziger Vertreter dieser Gruppe. Als solcher war er in seinen parlamentarischen Möglichkeiten naturgemäss eingeschränkt. Sein Haupt-

interesse galt der Landwirtschaftspolitik, wo er mit der ihm eigenen Sachlichkeit ab und zu von den offiziellen Vorschlägen abweichende Lösungen vertrat.

Die tiefsten Spuren in der staatsmännischen Arbeit des Verstorbenen haben die Sessionen der Bundesversammlung während der Kriegsjahre gezeichnet und der Kampf gegen Defaitismus und Selbstaufgabe. So vorbehaltlos er dabei seine Loyalität zum General und militärische Disziplin überhaupt unter Beweis stellte, so sehr schützte er als Truppenkommandant seine Untergebenen, wenn er sie ungerechtfertigt gekränkt glaubte. So entschlossen er staatsgefährdenden Tendenzen entgegentrat, so sehr lag ihm insbesondere auch später daran, ehemaligen Gegnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Manchmal war es direkt ergreifend, ihn mit letzter Differenziertheit über seine vielschichtigen Beziehungen zu Zeitgenossen innerhalb und ausserhalb der eigenen Reihen sprechen zu hören. Der Freundeskreis, in dessen Namen Heinrich Schnyder nach den Nationalratswahlen von 1943 noch für vier Jahre nach Bern zog, war keine irgendwie fassbare politische Kraft. Den Inhalt seines Mandates musste deshalb Heinrich Schnyder allein daraus schöpfen, dass er den einmal eingeschlagenen Weg als richtig erkannt hatte. Trotz der zahlreichen neuen Bindungen, die in Bern entstanden, schätzte er den wenn auch verhältnismässig losen Kontakt zu seinen alten Gefährten, und das Entfalten von Gedankengängen im freundschaftlichen Gespräch, das nun die Stelle formeller Parteisitzungen einnahm, mag ihm den Mut gegeben haben, um nicht nur noch vier Jahre lang aktive Parlamentsarbeit zu leisten, sondern auch späterhin nicht abseits zu stehen.

In einem der letzten unter den vielen Gesprächen, die ich mit Heinrich Schnyder führen durfte, wurde mir einmal mehr bewusst, wie viel ihm der Ausgleich von Gegensätzen, das Liquidieren extremer Positionen in der eidgenössischen Politik bedeutete und wie sehr er bereit war, dafür selber Opfer zu bringen, innere und äussere. Es mag sein, dass er durch seine Herkunft aus der Nähe der Sprachgrenze sein besonderes Verhältnis zu jenen erhielt, die anders fühlen und anders denken, wodurch sein Leben die Charakterisierung durch das seinerzeitige Wahlflugblatt bestätigte, das ihn als einen Mann aufbauender Zusammenar-

beit empfahl. Das und seine nicht verbal zur Schau getragene, sondern durch eindeutiges Handeln bewahrheitete Vaterlandsliebe sind die tieferen Gründe dafür, dass Heinrich Schnyder immer wieder auf General Guisan zurückkam. Er möchte wohl nicht, dass wir um seinen Tod klagen, aber er möchte, dass alle sich um das bemühen, was heute so notwendig ist wie damals: um aufbauende Zusammenarbeit.

Gedenkworte von Prof. F. T. Wahlen, a. Bundesrat

Verehrte, liebe Barbara Schnyder und Trauerfamilie,
liebe Mittrauernde,

es fällt mir die schwere, aber doch schöne Aufgabe zu, im Namen der Studienfreunde unseres lieben, unvergesslichen Heinrich Schnyder einige Gedenkworte an Sie zu richten. Es gibt wohl wenige Zeitabschnitte im Leben eines Menschen, die wie gemeinsam erlebte Studienjahre dazu bestimmt sind, dauernde, unzerstörbare Freundschaften entstehen zu lassen. Das ganz besonders, wenn in spätern Jahren und Jahrzehnten gegenseitige Berufskontakte, geteilte Verantwortlichkeiten, gemeinsame Interessen am Gesamtwohl Studienkollegen immer wieder zusammenführen, wie das für viele von uns der Fall gewesen ist. So hatten wir immer wieder Gelegenheit, uns an den Eigenschaften zu freuen und zu stärken, die unserm lieben Heinrich, von uns bis an sein Lebensende in freundschaftlichem Anruf Ueli genannt, zu eigen waren. Zu ihnen zählen Humor, Ungezwungenheit, Geradheit, Offenheit in allen Situationen, Hilfsbereitschaft, Verantwortungsgefühl, echt kameradschaftliche Treue. Die Stunden, die wir unter den Farben Weiss-Grün-Rot am runden Tisch, während langer und intensiver abendlicher Diskussionen, auf Wanderungen im schönen Züribiet gemeinsam erlebten, bleiben unvergesslich. Sie bilden die Basis für das, was uns Heinrich Schnyder in spätern Jahrzehnten gegeben hat. Wir sind ihm zu ganz besonderm Dank verpflichtet für seine Bemühungen, zusammen mit dem ihm in die Ewigkeit vorangegangenen Freund Oswald Sigg, diesen Kontakt aufrecht zu erhalten. Noch vor wenigen Wochen hatte er einen

gemeinsamen Ausflug der Semesterkollegen organisiert, der dann leider wegen seiner Erkrankung abgesagt werden musste.

Von dieser Pflege der Kontakte, seiner Treue zu alten Freunden und Kameraden konnte ich auch vernehmen von den Artillerie-Aspiranten 1917 sowie seinen Offizierskameraden während des Aktivdienstes, überall war er die treibende Kraft und Mittelpunkt bei den Zusammenkünften seiner ehemaligen Kompanie.

Siebenundfünfzig Jahre, volle hundertvierzehn akademische Semester sind seit unserer ersten Begegnung verflossen, Raum für ein reiches Wirken, wie es unserm Freund beschert war. Dieses Wirken ist eben von kompetenter Seite gewürdigt worden, aber es sei mir gestattet, einiges davon im Lichte der Begegnungen, die uns immer wieder bereicherten, herauszugreifen.

Ueli hatte das Glück, als Spross einer sehr bodenständigen, aber keineswegs an der Vergangenheit klebenden, sondern vorwärtsschauenden Bauernfamilie zur Welt zu kommen, als jüngstes von zweiundzwanzig Kindern, die mit ihren Nachkommen eine selten feste Familiengemeinschaft bilden. Diese Umgebung vermittelte einen der Grundzüge seines Charakters, den unbedingten Einsatz für das Gute und Nützliche in den engern und weitem Gemeinschaften, in die er gestellt wurde, von der Familie bis hinauf zum Staat. Immer wieder kehrte er in sein Geburtsdörfchen zurück, wo sein Sohn das väterliche Heimwesen betreut und wo er für seine Familie und seine Freunde einen schönen Spycher als stille Zufluchtsstätte ausgebaut hat.

Die drei Jahre, die er nach Abschluss seiner Studien in den Vereinigten Staaten, in Kanada und in Frankreich verbrachte, erweiterten sein Blickfeld in wertvollster Weise. Sie ermöglichten es ihm auch, dank den erworbenen Sach- und Sprachkenntnissen in den fünfziger Jahren die Leitung einer Expertengruppe der FAO in Pakistan zu übernehmen, ein Beitrag zur Entwicklungshilfe, die ihm sehr am Herzen lag.

Ueli Schnyder war immer ein höchst anregender, in seiner kompromisslosen Suche nach dem Wahren und Guten oft schwieriger Gesprächs- und Arbeitspartner, und er scheute sich nie, neue Wege zu beschreiten, auch wenn seine Freunde und Arbeitskollegen ihn davon abzuhalten versuchten. So verlockte ihn nach seiner Tätigkeit in der aar-

gausischen Landwirtschaft die Aussicht, engere und bessere Verhältnisse zwischen Produzenten und Konsumenten zu schaffen durch die Übernahme wichtiger Funktionen in einer grossen Verteilerorganisation, der Migros. Dieser Schritt führte auch zu seiner politischen Laufbahn, zu seiner leider nur kurzen, aber fruchtbaren Tätigkeit als Regierungsrat des Kantons Zürich und als Nationalrat; dort wirkte er von 1935 bis 1947, davon acht Jahre als Mitglied des Landesringes, dann als fraktionslos Unabhängiger. Sein Ausscheiden aus dem Zürcher Regierungsrat war nicht etwa auf fehlende Leistung, sondern auf taktische Fehler seiner Partei zurückzuführen. Es wurde allgemein bedauert, hatte er sich doch in der kurzen Regierungszeit als weitblickender und schöpferischer Magistrat ausgewiesen.

Das öffentliche Interesse und die Mitwirkung in den verschiedensten Instituten der Wohltätigkeit blieben aber auch nach seiner Rückkehr in die Privatwirtschaft der Leitstern seines Handelns. Ich denke an seine unermüdliche Mitwirkung im Anbauwerk des Zweiten Weltkrieges, an seine langjährige Mitgliedschaft von 1943 bis 1967 in der eidgenössischen Alkoholkommission, wo er immer wieder Anstösse zu Neuerungen auf den Gebieten der Volksgesundheit, der Agrarpolitik und der fiskalischen Massnahmen vermittelte. Als Mitbegründer der Hans-Bernhard-Stiftung zeigte er sein Interesse am Brückenschlag zwischen Industrie und Landwirtschaft. Mit besonderer Hingabe widmete er sich, zusammen mit seiner ihm getreulich beistehenden, initiativen Weggenossin Barbara, den verschiedensten wohltätigen Werken. Sie kamen Kriegsgeschädigten in England, dem Pestalozzidorf, Flüchtlingen in Österreich, Kindern mit Geburtsschäden, obdachlosen Clochards und Waisenkindern aus vielen Ländern zugute. So denken nicht nur seine schwerkgeprüften Familienglieder, seine Freunde und Arbeitskollegen, sondern viele Menschen wehen Herzens an den Verlust, der uns und ihnen durch den Hinschied von Heinrich Schnyder erwachsen ist. In Dankbarkeit denken wir an das, was uns der Verstorbene als Gatte, als Vater, als Freund und als Mensch gewesen ist.

Was er uns als Mensch gewesen ist! In diesem Wort, verehrte Trauerversammlung, liegt das Ganze. Unsere Berufung liegt darin, Menschen im vollen, tiefen, schönen Sinne des Wortes zu werden. Menschsein in

diesem Sinne heisst Dienenwollen, Helfenwollen, heisst den unwiderstehlichen Ruf in sich tragen, überall freudig mitanzupacken, wo es gilt, Steine aus dem Wege zu räumen, die andere an der Entfaltung ihrer vollen Menschlichkeit hindern, heisst mit einem Wort den Funken der göttlichen Liebe in sich tragen und diese Liebe zum bewegenden Impuls seines Lebens zu machen. Es ist schön, dass wir in diesem Gefühl der Dankbarkeit des Verstorbenen gedenken können, einer Dankbarkeit, die mit der zeitlichen Distanz nicht vergehen, sondern immer reiner in Erscheinung treten und dem Schmerz seinen Stachel nehmen wird.

Cello/Orgel:

AVE VERUM von W. A. Mozart

AIR von J. S. Bach

Schlussworte von Pfarrer Erich Brenk

Es hat sich von selbst ergeben, dass neben das Wort vom Tod als unserer Bestimmung ein anderes gehört, das wir wiederholt in den Psalmen antreffen:

*Danket dem Herrn,
denn er ist freundlich,
und seine Güte währet ewig.*

Wir haben wohl allen Grund, uns jetzt unter dieses Wort zu stellen, vor allem auch darum, weil wir uns damit mit dem lieben Verstorbenen einig wissen. Und wir tun es um so mehr, als wir ja vielleicht doch vor allem anderen, sogar vor aller Trauer, dankbar sind. Wir sind dankbar, wenn ein Leben sich so erfüllen kann. Und damit sind wir beim eigentlich Entscheidenden. Wir sind dankbar dafür, was in ein solches Leben gelegt wird, was da zur Entfaltung kommen kann. Wir sind dankbar für all dieses Gelingen, dankbar in dem Sinne, als wir wissen, dass alles Gelingen Gnade ist.

Der liebe Verstorbene hat vieles empfangen, einen Reichtum an Gaben und Fähigkeiten. Wir haben davon gehört. Ich würde meinen, das Grösste dabei sei das gewesen, dass er in aller Selbstbescheidung an das Gute glaubte, und damit auch an den Menschen. Und wenn ihn etwas beunruhigte und schmerzte, so war es das, dass das Gute verschüttet wurde, wenn es verzerrt wurde und durch solche Verschüttungen dem Menschen Unrecht geschah. So hat die Freundlichkeit Gottes in seinem Leben Gestalt angenommen. Und er war gewiss kein unkritischer Geist, im Gegenteil, er war ein Suchender, einer, der immer auch in Frage stellen konnte. Und keinem der Ansprüche an ihn ist er ausgewichen; denn auch an sich selbst stellte er die höchsten Ansprüche. Und all dies, dieses Suchen und Fordern, war wiederum auch das, dass er sich ganz ein-

setzen, sich ganz selbst hingeben konnte. All das gründet letztlich in einem tiefen Glauben, in einem Glauben, den man vielleicht nicht zerreden sollte, der in Begriffen nicht ohne weiteres fassbar ist und den man nicht unbedingt definieren muss. Aber es war ein Glaube, der zugleich auch Leben bedeutete: der Glaube, der zugleich das Umgreifende meint. Der Psalmist redet von der Freundlichkeit Gottes. Und mir will scheinen, dass bis in das letzte Wegstück Heinrich Schnyders hinein solcher Glaube zum Ausdruck gekommen ist – so habe die Freundlichkeit Gottes Gestalt angenommen.

Das hält uns doch auch jetzt dazu an, unsere Gedanken, das, was uns bei diesem Abschiednehmen bewegt, auf das Wesentliche zu richten: auf jene Kraft, die aus dem Innersten, aus dem tiefsten Glauben heraus, wirkt. Wir sind in Grenzen gehalten, Grenzen, die für uns eindeutig sind, Grenzen des Todes, die keiner überschreitet. Aber in aller Begrenztheit sind wir doch vom Umfassenden gehalten, von dem, was der Psalm «Güte» nennt, gehalten von dem, was er auch sagt: dass es ewig währe. Gottes Güte endet nicht da, wo wir an die letzte Grenze unseres Daseins kommen. Das Kreuz, das ursprüngliche Zeichen des Todes, ist zu einem Zeichen des Lebens geworden. Wir kommen zwar an die Grenze unserer Erfahrung, an die Grenze, wo es kein Wissen mehr gibt. Aber gerade da gehen Leben und Tod ineinander über. Was im Leben Gültigkeit hat, dass Gottes Freundlichkeit Gestalt annimmt, wenn es auch immer nur bruchstückhaft bleibt, das tritt im Tod nicht ausser Kraft. Was im Leben an Liebe, an Güte erfahren wird, was mit dieser Erfüllung, von der wir reden, gemeint ist, das ist Zeichen, ein Hinweis auf jene Liebe, in der wir geborgen sind, auf jene Liebe, von der der Psalm sagt, sie bleibe.

Das ist doch die Botschaft von Kreuz und Auferstehung, dass der Tod zwar die Bestimmung des Menschen ist. Doch über dem Kreuz geht jenes Licht auf, das bleibt. So nehmen wir Abschied im Gedanken, dass der liebe Verstorbene uns vieles gegeben hat, dass er wirken wollte und dass er zugleich auch wusste, dass es ein Heimgehen gibt. So nehmen wir Abschied in der Dankbarkeit, dass Gottes Güte so mit uns ist, aber auch mit der Hoffnung in der Zukunft, dass uns das gilt, die wir noch den Weg zu gehen haben. Amen.

Aus Briefen zum Abschied von Heinrich Schnyder

Über die Gründung des « Gotthard-Bundes »

Am 4. Juli 1940 haben Heinrich Schnyder, Theo Spoerri und Christian Gasser beim Handelsregisteramt in Zürich den « Gotthard-Bund » eintragen lassen, weil ein Verbot der Gründung neuer politischer Gruppen befürchtet wurde. Dieser Gotthard-Bund hat dann Persönlichkeiten der verschiedensten politischen Richtungen zusammengeführt und gegen die Gefahr einer Zerbröckelung des inneren Widerstandes gearbeitet, zugleich für den unbedingten Willen zur Verteidigung unseres Landes und zur Überwindung der sozialen Gegensätze. *Ueli* blieb als Mitglied der Bundesleitung eine zuverlässige Säule; er half durch seine starke Persönlichkeit mit, manche Idee des Gotthard-Bundes zu verwirklichen.

Der Direktor der Eidgenössischen Alkoholverwaltung

Ich erinnere hier, um nur ein Beispiel zu nennen, an seine Haltung in den Jahren, in denen er mit grossem Einsatz bestrebt war, die Möglichkeiten aufzudecken, die geeignet waren, die mit der Durchführung der Alkoholordnung betraute Verwaltung aus der damaligen Phase der Defizite in einen gewinnbringenden Betrieb überzuführen.

Die Unteroffiziere der Schw. F.Hb.Pk.Kp. 175

Unser great old captain ..., dessen charakterliche Eigenschaften und pädagogische Fähigkeiten sowie dessen kameradschaftliche Einstellung als Vorgesetzter gegenüber den Soldaten ihm eine grosse Verehrung eingetragen haben...

Wie interessierte er sich für das dienstliche und ausserdienstliche Schicksal jedes einzelnen. Er verstand und kannte wie kein zweiter

seine Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, für die er in jeder Lebenslage in düsteren wie in sonnigen Tagen ein Herz hatte und Wogen des Alltags zu glätten wusste.

Stiftung Kinderdorf Pestalozzi

Heinrich Schnyder gehörte zu den Pionieren des Werks. Er war einer, der den Gedanken Walter Robert Cortis begeistert aufgriff und zu seiner Verwirklichung viel leistete, wobei er sein grosses Ansehen als National- und ehemaliger Regierungsrat für unsere Sache voll und ganz einsetzte. Das Wesentliche war jedoch, dass er mit seinem Herzen dabei war und blieb. Er hat sich in all den Jahren als zuverlässiger Freund erwiesen, der nicht nur mit Interesse das Geschick des Dorfes und der ihm anvertrauten Kinder verfolgte, sondern stets ein lebendiges Element zwischen der Gründergeneration und den jüngeren Kräften bildete ... Stets wusste er idealistischen Schwung mit einer kritischen Einstellung und den Erfordernissen der praktischen Vernunft zu verbinden.

Der Bürgermeister von Ried i. Innkreis (Österreich)

... er war ein besonderer Freund und Förderer unserer Stadt. Er verkörperte als Präsident die Aktion «Zürich baut für Vergessene», wodurch viele Flüchtlinge zu einem neuen Heim kamen. Durch diese Bauten hat sich Ihr Herr Gemahl ein besonderes Denkmal in Ried gesetzt und die Stadt ist ihm zu Dank verpflichtet.

Der Gemeinderat Zollikon

Gerade in den letzten Tagen und Wochen hatte unsere Verwaltung wieder regen Kontakt mit Herrn Schnyder als ehemaligem Mitinitianten für den General-Guisan-Gedenkstein. Mit viel Freude und Einsatz half er bei den Vorbereitungen zur Gedenkfeier aus Anlass des bevorstehenden 100. Geburtstages von General Guisan.